

I

Ein neues Leben

Nächtliche Begegnung In einem Frankfurter Gasthof blickt die Wirtin die Treppe hinauf, es dämmt spät an diesem Morgen Ende Oktober 1667. Sie sieht, wie eine schwarze Perücke, darunter ein Milchgesicht, herabschwebt, das ist der junge Herr Doktor Leibniz; lautlos und verlegen tritt er auf die Stufen, ein stiller Mensch. Unten hält er nach der Frau Wirtin Ausschau, und als er sie mit seinen kurzsichtigen Augen erspäht, reckt er sich, so dass er nicht mehr so gebeugt wirkt, und blickt sie nach einem kurzen Gruss fragend an. Sie schüttelt den Kopf, nein, noch immer keine Botschaft für den wohlgeborenen Herrn Doktor. Er trägt den hergebrachten schwarzen Talar der Gelehrten, auf dem der breite weisse Kragen liegt. Die Perücke sticht dagegen ab, sie ist schon fast lächerlich modisch, denkt die Wirtin. Der Hausknecht hat ihr allerdings erzählt, der Gast sei fast kahl, das Haar muss ihm ausgefallen sein, auch soll er eine Beule, fast so gross wie ein Ei, auf seinem Kopf tragen, das hat der Knecht selbst gesehen. Vor einer Woche ist der junge Jurist hier abgestiegen, aus Nürnberg kommend, ohne Diener übrigens. Er studiert die ganze Zeit auf seinem Zimmer und wartet darauf, Nachricht zu bekommen, wo er sich einfinden soll. Am Wirtshaustisch gibt er wenig aus, hat eine schwere Zunge, auch menschenscheu ist er, denkt die Wirtin, und sieht den Gast wieder nach oben gehen.

Dort hütet er seinen Schatz, ein Empfehlungsschreiben, gerichtet an eine der bedeutendsten politischen Gestalten seiner Zeit, Johann Christian Freiherrn von Boineburg. Seit Tagen wartet Gottfried Wilhelm Leibniz darauf, von ihm gerufen zu werden, obwohl er weiss: Der, auf den er wartet, ist ein gefallener Stern. Das Schreiben, das in seinem Zimmer liegt, stammt von dem Mann, der die Aufsicht über die Nürnberger Universität in Altdorf führt, dem betagten Pastor Dilherr. Der ist ein guter Freund Boineburgs und war ursprünglich einmal sein akademischer Lehrer. Ja, der wohlmeinende Dilherr. Er hatte ihn, Leibniz, bei der Promotion gehört und gleich für eine Professur in Altdorf gewinnen wollen. Doch der junge, blendende Jurist war entschlossen, in

die Politik zu gehen. Hier in Frankfurt suchte er seinen Meister in dieser Kunst. Der Freiherr von Boineburg, längst entmachteter, kannte noch alle Fährten und Finten, alle Schliche und Strategien. Auch jetzt war er geschickt genug, sich unsichtbar zu machen, und schien doch irgendwo hier in der freien Reichsstadt Frankfurt zugegen. Ein guter Lehrer für einen, der einmal aufsteigen wollte zum Ratgeber der Fürsten. Er hatte Leibniz, ohne eine eigene Adresse zu nennen, Anweisung gegeben, in welchem Gasthaus er sich aufhalten solle, der junge Mann werde dann gerufen. Das Warten ging schon Tage.

Da klopf es, die Wirtin ist selbst gekommen, sie hat eine Meldung zu überbringen. Am Abend wird den hochgelehrten Herrn jemand holen kommen. «Ein Diener. Er hat nicht gesagt, welcher Herr ihn schickt. Ihr wüsstet es...» Nun muss Leibniz die Stunden bis dahin noch überstehen, macht sich wieder Notizen, nimmt sich vor, was er sagen wird. Gegen sieben kommt ein Mann, er trägt keine Livree. Es dunkelt schon. Mit einer Fackel geht er voran, durch winklige Gassen. Leibniz weiss nicht mehr, wo er ist. Er denkt mit Bangen an den hohen Herrn, dem er jetzt begegnen wird. Den Freiherrn von Boineburg kannte man im ganzen Reich, er sollte, sagte man, eine ebenso eindrucksvolle Persönlichkeit sein, wie er ein intriganter Politiker gewesen war. Elf Jahre hatte er dem Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn gedient und damit die deutsche Politik nach dem Dreissigjährigen Krieg stark beeinflusst, trug der Mainzer Bischof und Kurfürst doch immer den Titel Kanzler des deutschen Reiches, und dieser Inhaber des Amtes, Johann Philipp, hatte etwas daraus gemacht. Sein Obermarschall Boineburg, den sein Kurfürst im Sommer 1663 entlassen hatte, war den Franzosen jedoch nicht nur ein Freund, sondern auch, so munkelte man, ihr heimlich bezahlter Helfer gewesen. Nun, vier Jahre später, 1667, war er immer noch verstossen und streckte seine Fühler überallhin aus.

Der Diener geht durch ein Tor, man betritt ein Haus durch den Hintereingang, es geht eine steile Treppe hinauf. Dann heisst es noch einmal warten, bis ein leutseliger Herr erscheint, etwa Mitte vierzig, und den jungen Mann einzutreten bittet – es ist tatsächlich der grosse Boineburg selbst. Ein Tisch ist gedeckt. Man setzt sich und spricht vom guten alten Pastor zu Nürnberg. «Ich habe manches von meinem Freund Dillherr darüber erfahren», sagt der Freiherr, «wie es zugegangen ist, jetzt vor einem halben Jahr zu Altdorf, als man Euch promoviert hat zum

Doctor iuris. Über die Lösung schwieriger Rechtsfälle, kein einfaches Thema. Und dann diese glänzende Verteidigung Eurer Thesen. Es hat Aufsehen erregt!» Bei Leibniz, der anfangs immer befangen ist, löst sich allmählich die Starre, er fühlt sich anerkannt, ja aufgenommen. Dann geht es mit dem Reden schon besser. Ja, sagt er, gedruckt worden sei schon einiges von ihm, auch etwas über die Kunst der Kombinatorik, ebenfalls seine juristische Dissertation über unlösbare Rechtsfälle.

Er hat sich auch später gern an seine lateinische Promotionsfeier erinnert: «Als ich zwei Reden hielt, die eine in Prosa, die andere in Versen», erzählt er, «trug ich die erste so fließend vor, dass ich den Eindruck erweckte, als läse ich sie ab. Doch als ich danach die Verse zu rezitieren begann, musste ich – wegen meiner Kurzsichtigkeit – das Blatt so nahe an die Augen halten, dass die Zuhörer bald erkannten, dass ich das Vorangegangene frei gesprochen hatte. Sie glaubten daher, ich hätte die Rede in Prosa auswendig gelernt, wunderten sich aber, warum ich dies nicht lieber mit den Versen getan hätte, weil das leichter sei. Ich erwiderte, sie befänden sich im Irrtum, ich hätte die Rede in Prosa gar nicht auswendig gelernt; sondern aus dem Stegreif gehalten.» Doch habe er damit wenig Glauben gefunden. «Der Vortrag», sagte er fast entschuldigend, «fließt bei mir im Lateinischen mit der gleichen Leichtigkeit wie bei anderen im Deutschen; jetzt aber zog ich das Papier mit meiner Rede hervor, worauf sie sich überzeugten, dass es ganz andere Worte enthielt als die, die ich vorgetragen hatte. Dieser Umstand erwarb mir bei den Männern von Nürnberg grossen Beifall.» Der Gast ist jetzt guter Dinge, und der Gastgeber nickt behaglich, die Geschichte hat auch ihm gefallen.

Während er sich den nächsten Gang vorlegen lässt, sagt Freiherr von Boineburg: «Dann hat mein Freund Dilherr Euch alsbald eine Professur angeboten. Die habt Ihr ausgeschlagen. Es drängt Euch in die hohe Politik.» Und im Stillen fragt er sich beim Anblick dieses jungen, fast verlegenen Mannes, der sich gebeugt hält und nicht weiss, wohin mit seinen langen Händen: «Ist das ein Mann der Staatsaffären? Hat er die Statur zum Gesandten?» Leibniz sagt leise, aber entschlossen: «Ich möchte den Fürsten nur Rat geben, will die Pläne für das Staatswesen entwerfen, weil ich zu wissen meine, was richtig ist und not tut.» Denn die Vernunft zeige – und nur sie! –, was einem hohen Herrn zu tun frommt.

Der Gastgeber erwidert: «Vielleicht sollte ich Euch abraten. Es ist ein

blutiges Handwerk, das Staatsgeschäft. Jedenfalls – unterbringen kann ich Euch nicht, ich habe keine Macht mehr, schon gar nicht beim Kurfürsten zu Mainz, dem Kanzler des Reiches. Aber ich kann Euch sagen, wie Ihr es anstellen müsst, dorthin zu gelangen. Und mir liegt, wenn ich offen sprechen darf, daran, Euch zugleich als Helfer zu gewinnen für meine hiesige Bibliothek. Ich habe auch sonst genug für Euch zu tun. Und es wird, wenn Ihr dort am Hof zu Mainz unterkommt, kein Nachteil für mich sein, in dieser Festung einen Vertrauten zu haben. Ja, geht an den Hof zu Mainz! Es braucht dabei ja niemand zu wissen, dass wir uns kennen, solange ich im Reich noch eine «persona non grata» bin. Alle Welt glaubt, ich wäre mit der Familie nach Köln gezogen, weit weg, an einen anderen kurfürstlichen Hof. Aber wie Ihr seht, habe ich hier zu Frankfurt noch eine verschwiegene Behausung, incognito, bis ich wieder in Gnadon angenommen bin. Das scheint nicht unmöglich. Dann werde ich mich offen zu Euch bekennen können. Und werde Euch bei meinem Nachfolger empfehlen, dem neuen Mainzer Obermarschall.»

Leibniz soll von seiner Kindheit und Jugend sprechen und erzählt, wie er den Vater schon mit sechs verloren, die Mutter auch vor nun schon vier Jahren, und dass er sich das meiste selbst beigebracht habe. Sonderbar, er verwendet das ganz ungebräuchliche Wort Autodidakt dafür. Ein Mann zu sein, den kein Lehrer prägte, ein Mann des eigenen Nachdenkens und Erfindens, auf diesen Eindruck kommt es ihm an. Boineburg fragt, warum er denn von der Universität Leipzig für die Doktorprüfung zur Nürnberger Universität nach Altdorf gezogen sei? «Eine lächerliche Sache», sagt Leibniz. Er habe sich im Hause des Dekans der Juristenfakultät zu Leipzig seiner Promotion wegen vorstellen wollen. «Ich habe an die Stube gepocht, darauf ist die Frau Dekanin herausgekommen und hat mich gefragt, was ich bei ihrem Mann wolle. Da hab ich nun geantwortet, wie ich gesonnen sei, mich zum Doktorat anzugeben; darauf hat jene versetzt: Ich solle mir erst den Bart wachsen lassen. Das hat mich dergestalt verdrossen, dass ich sogleich fortgegangen und nicht wiedergekommen bin.»

Dieser Begabte, denkt Boineburg, fühlt sich leicht zurückgesetzt, und er versichert: «In Mainz am Hofe des Kurfürsten sollt Ihr nicht abgewiesen werden, es gibt geschickte Wege, dort auf Anhieb zu reüssieren.» – «Ganz ohne Fürsprache?» fragt Leibniz und bekommt zur Antwort: «Ihr werdet eine gelehrte Ausarbeitung schreiben, die praktischen

Nutzen hat, lasst sie drucken und zwar mit einer gross prangenden Widmung an seine kurfürstlichen Gnaden, den Bischof zu Mainz. Damit begehrt Ihr vorgelassen zu werden, und man wird Euch vorlassen! Wie der Kurfürst dann zu nehmen ist, das sage ich Euch, wenn wir so weit gekommen sind.» – «Hohen Herren muss man mit einer Widmung schmeicheln, das ist ein guter Rat», sagt Leibniz, «aber was dann, was folgt?» – «Wir gehen noch einen anderen Weg», beruhigt ihn Freiherr von Boineburg, «da gibt es am Hof einen Juristen namens Lasser, der arbeitet für den Kurfürsten daran, das römische Recht neu zu ordnen. Dort könnt Ihr Euch ebenfalls bewerben. Er sucht einen Helfer. Und damit ist auch klar, wovon Eure Schrift mit der Widmung zu handeln hat: Von der Reform des Rechts! Unfehlbar werdet Ihr binnen sechs Monaten ein Bediensteter des Hofes sein.» Der Gastgeber erhebt noch einmal das Glas und meint, die Arbeit in seinen privaten Diensten könne gleich beginnen. «Das Salär wird darin bestehen, dass Ihr meine Protektion und meinen guten Rat habt, das wird genügen.» Beim Abschied geloben sich beide Verschwiegenheit, dann erscheint wieder der Diener mit der Fackel und führt Leibniz zurück durch die Nacht.

Ob sich die Begegnung genau so abgespielt hat, weiss man nicht, denn die Zeit, die Leibniz in Frankfurt war, liegt im Dunkeln. Getroffen haben sich beide gewiss, doch sie haben später mit gutem Grund geschwiegen über den Beginn dieses Paktes, durch den Boineburg einen Vertrauten in Mainz einschleuste und Leibniz frei blieb von dem Geruch, Gefolgsmann eines Verstossenen zu sein. So konnte er mit gewissem Recht später beteuern, in Mainz ohne Protektion angenommen worden zu sein.

Er tat, wie es vereinbart war. Bald schrieb er die Schrift «Nova Methodus ...» (Eine neue Art, Jura zu lernen und zu lehren), liess sie mit grosser Widmung drucken, überreichte sie dem Kurfürsten, und die Rechnung ging auf: Er bekam eine Anstellung bei der Arbeitsstelle zur Neuordnung des Rechts. Glück kam hinzu. Überraschend schnell versöhnte sich der Kurfürst mit dem verstossenen Boineburg, denn des Kurfürsten Neffe, Melchior Friedrich von Schönborn, wünschte ausgerechnet Boineburgs Tochter Sophie zu heiraten. Nun können sich auch Leibniz und Boineburg zueinander bekennen. Am Ende dieses für uns dunklen halben Jahres, im April 1668, sendet Boineburg an einen der bekanntesten Juristen der Zeit, Hermann Conring, die Schrift von Leibniz mit der wirksamen Widmung und schreibt: «Ich kenne den

Autor sehr genau ... Auf meine Anregung schickt er sich an, die Grundlagen des Rechts sorgfältiger, als es gewöhnlich geschieht, aufzubereiten. Er ist bestimmt ein Mann von grosser Gelehrsamkeit, treffsicherem Urteil und erheblicher Arbeitskraft. Er wohnt jetzt in Mainz, nicht ohne meine Fürsprache.»

Nach mehr als zwei Jahren wurde Leibniz im Rang eines Hofrats zum Richter am obersten Gericht des Kurfürsten ernannt. Nebenbei jedoch blieb er Boineburgs vertraute Hilfskraft, lebte teilweise in Frankfurt, ordnete weiter die Bibliothek seines Herrn und beriet ihn juristisch. Er verfasste, genau nach Anweisungen, politische Denkschriften, die als Boineburgs eigene galten, wurde von ihm in die grosse Politik hineingezogen und lernte die damals üblichen Schliche, Intrigen und Verstellungen kennen. Ja, es scheint im Nachhinein, als habe er sich mit diesen Künsten nur allzu willig vertraut gemacht. Boineburg, der immer noch heimlich in Frankreichs Sold stand, warb mit einigen dieser Denkschriften, die Leibniz zu schreiben hatte, weiterhin für eine Beschwichtigungspolitik gegenüber Ludwig XIV., obwohl der die Reichsgrenzen immer heftiger bedrohte.

In einem dieser Memoranden, die Leibniz schreiben musste, hat er im Jahre 1670 einen eigenen Gedanken geäussert: Es wäre doch ratsam, dass Ludwig XIV. im Nahen Osten Eroberungen machte. «Wenn der König von Frankreich Konstantinopel und Kairo hätte, würde das ganze türkische Reich zugleich erobert sein.» (Konstantinopel, heute Istanbul, war die Hauptstadt des türkischen Reiches, zu dem auch Ägypten gehörte.) Die Idee, Frankreichs Aggression, die gegen das Reich gerichtet war, auf den Nahen Osten zu lenken, sollte drei Ländern Vorteile bringen. Frankreich hätte ein neues Einflussgebiet am Mittelmeer, Österreich wäre die Türkenheere, die auf seinem Gebiet vordrangen, los, und das von Frankreich als Erstes bedrohte Holland könnte zunächst einmal aufatmen. Die Idee muss Leibniz selbst so überzeugend erschienen sein, dass er sich wunderte, wieso noch niemand darauf gekommen war. Gleich beginnt er, seinen Einfall dem französischen König in einem Brief darzulegen. Der Richter am Hof eines deutschen Kurfürsten wendet sich persönlich an den Sonnenkönig – so etwas schien diesem jungen Mann offenbar naheliegend. Er hat den Brief allerdings nicht vollendet.

Als ein Jahr später, Ende 1671, die geheime Nachricht aus Frankreich nach Mainz gelangt, der König plane einen Überfall auf Holland, will

Leibniz handeln und legt den Gedanken, jetzt ausgebildet zu einem Plan, seinem Gönner und Meister Boineburg vor, der gleich begeistert zustimmt. Beide überlegen, ob ein Brief oder ein mündlicher Vortrag in Versailles besser wäre. In Boineburgs Kopf verbindet sich dabei der Plan mit eigenen Interessen. Er möchte nämlich schon lange nach Paris, um dafür zu sorgen, dass endlich die Gelder wieder fliessen, die ihm von Frankreich auf Lebenszeit zugesagt worden waren. Doch so sehr es Boineburg nach Paris zieht, er kann nicht fahren, denn gerade bewirbt er sich beim Kaiser in Wien um einen neuen Posten. Da müsste es Anstoss erregen, wenn er in jenes Land reiste, von dem das Reich militärisch bedroht wird. Ebenso wenig würde ihm sein misstrauischer Kurfürst die Reise erlauben. So schreibt Boineburg, der immer noch glaubt, in Frankreich hohes Ansehen zu geniessen, am 20. Januar 1672 direkt an den französischen König und deutet einen grossen militärischen Plan an, den er gern vortragen wolle und der allen Seiten nur Vorteile bringe. Erreichen will Boineburg damit eine persönliche Einladung durch Seine Majestät, weil in solch einem Fall selbst sein Kurfürst einzusehen hätte, dass man reisen muss.

Auch Leibniz zieht es nach Paris, nämlich zu den führenden Gelehrten dort. An die Pariser Akademie der Wissenschaften hat er sogar schon eine physikalische Arbeit geschickt, die dort tatsächlich diskutiert worden ist; er hat den Plan zu einer Rechenmaschine im Kopf, könnte ebenso mit Lösungen zu philosophischen Streitfragen aufwarten und hat auch schon Briefe an bedeutende Gelehrte geschrieben, denen er sich nun auch persönlich bekannt machen möchte. Also beschliessen Boineburg und Leibniz, sie sollten gemeinsam fahren. Wenn nur bald eine Einladung vorläge!

Zur gleichen Zeit beginnt Leibniz, von Boineburg gedrängt, den Text auszuarbeiten, den man in Versailles vortragen und überreichen will. Er tut sich damit schwer, denn er möchte einen Stil entwickeln, der sofort Neugier weckt. Nebenbei soll Gelegenheit sein, viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit auszubreiten, weil er den Sonnenkönig nicht nur für den Plan, sondern auch für seine Person gewinnen will. Endlich wählt er als Form einen Roman, der hundert Jahre später spielt und in dem rückblickend von einer glücklichen Expedition nach Ägypten berichtet wird. Leibniz gibt den Versuch auf und wagt einen neuen Anlauf, diesmal wählt er eine Form, bei der alle seine Behauptungen logisch aus Begriffen abgeleitet werden, etwa der empfohlene Feldzug

aus dem Volkscharakter der Franzosen. So sonderbar diese Logik heute wirkt – mit Staunen liest man, wie Leibniz dabei vorschlägt, einen Kanal zu bauen, der das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbindet. Und schon hätte man, schreibt er, den Handelsweg nach Asien in der Hand. Die Holländer, diese Monopolisten des Welthandels, wären mit ihrem Weg über das Kap der Guten Hoffnung weit abgeschlagen, und Russland mit seinem überlangen Landweg, der Seidenstrasse, keine Konkurrenz mehr. Damit bricht auch dieser Entwurf ab.

Boineburg ist immer noch ohne Post aus Paris, doch die Zeit drängt, denn der Ausbruch des Krieges gegen die Niederlande wird allgemein erwartet, und so schreibt er nochmals an den König. Endlich kommt Antwort von Aussenminister Pomponne. Dem König habe er über die Briefe soeben Bericht erstattet und könne melden, Seine Majestät werde den Autor des Plans (er war ungenannt geblieben) gern empfangen. Von einer Einladung an Boineburg stand nichts da, was ihn sehr enttäuscht haben muss. Nun soll Leibniz also allein reisen, doch er wehrt den Gedanken ab. Alles sei ihm unbekannt: die Menschen, die Sprache und die Art, in der man solche Verhandlungen zu führen pflege. Es fehle ihm an Ansehen und Vertrauenswürdigkeit. Deshalb erwägt Leibniz, Boineburg und er könnten beide, ohne dass der Kurfürst es erfahren müsste, heimlich nach Paris reisen.

Doch dann wird Leibniz ganz entschieden: Wenn alle anderen Wege nicht gangbar seien, müsse er eben alle Last und alle Gefahren auf sich nehmen und allein fahren. Das gebiete das religiöse Gewissen, das Wohl des Vaterlandes und ganz Europas, schliesslich auch der eigene Nutzen. Und die Aussichten schienen sogar wieder günstig, redet er Boineburg und sich selbst ein: Der König wird Einsicht genug haben, dem Plan zuzustimmen, und dann wird er seine Grossherzigkeit und Dankbarkeit dadurch beweisen, dass er den Urhebern des Planes auch einen Teil der Durchführung überträgt. Glorreiche Taten, Ruhm, Ehre und Wohlstand müssen Leibniz in diesem Augenblick zum Greifen nahe erschienen sein.

Am 4. März (1672) schreibt Boineburg in grosser Hast an Pomponne, der Autor des Planes werde allein kommen. Damit blieben Leibniz gerade zwei Wochen, die endgültige Fassung niederzuschreiben. Uns kann die Breite nur wundern, die das Werk annimmt, bis auch dieser fünfte Versuch aufgegeben wird. Die Zeit drängt nun immer mehr. Im letzten Augenblick ist dann doch die endgültige Fassung des *«Ägypti-*

schen Plans) entstanden. Obwohl man sich gut vorstellen kann, wie der erfahrene Boineburg hie und da noch kürzend eingegriffen hat, ist der Umfang fast so gross wie der aller bisherigen Entwürfe zusammen. Boineburgs Sekretär Münch wird beauftragt, die Reinschrift anzufertigen, doch sehr weit ist er damit nicht gekommen, den Rest gibt es nur in Leibnizens flüchtiger Handschrift. Alles ist schwer lesbar, die Stoffmassen sind ungebündigt, es fehlen Einleitungen oder Überschriften. Das Ganze hatte Leibniz, der kaum Französisch konnte, notgedrungen auch noch auf Latein abgefasst, nicht gerade die Sprache der Diplomaten und Könige. In diesem Zustand hätte er den Plan niemandem offiziell übergeben können. Wahrscheinlich nahm ihn der junge Reisende sowieso nur in der Hoffnung mit, alles mündlich vortragen zu dürfen. Aber es waren schier unendlich viele Blätter, weit über hundert! An eine Wirkung war nicht zu denken.

Der Krieg begann, schon hatte England, Frankreichs Verbündeter, die Niederlande zur See angegriffen. Leibniz musste, wollte er die Pläne des Sonnenkönigs noch ändern, sofort abreisen, obwohl noch immer keine Einladung aus Versailles vorlag. Boineburg schrieb für ihn am 18. März (1672) eine Empfehlung: Er sei ein Mann, der trotz seines unscheinbaren Äusseren imstande sein werde, sehr wohl das zu leisten, was er verspreche. Bedenken gegen den Plan könne er widerlegen. Der Autor reise allein, nur von seinem Diener begleitet, und sei nicht in der Lage, die Kosten seines Aufenthaltes selbst zu bestreiten. Deshalb habe er, Boineburg, sie ihm vorgeschossen und er dürfe wohl darum bitten, dass sie ihm ersetzt würden. Ausserdem gab Boineburg seinem Mitarbeiter eine Vollmacht mit, weil der sich um die heimliche «Rente» bemühen sollte, die nicht mehr gezahlt worden war. Am 19. März reiste Leibniz, der bei seinem Kurfürsten unbezahlten Urlaub genommen hat, von einem Diener begleitet, ab in die Hauptstadt der modernen Welt.

Ein Rückblick auf seine Jugend Während Leibniz zum ersten Mal seine deutsche Heimat verlässt, ist Gelegenheit, einen Blick zurück auf seine frühen Jahre zu werfen. Geboren ist er in Leipzig am 21. Juni 1646, wenn man den alten Kalender zugrunde legt, der damals in protestantischen Ländern noch gültig war; nach moderner Rechnung war es der 1. Juli. Sein Vater, ein Notar der Universität Leipzig und Professor der Moral, war schon betagt und sprach bald so ungeniert von einer grossen

Zukunft seines Kindes, «dass er sich dadurch oft den Spott seiner Freunde zuzog», erinnerte sich der Sohn später. Seine Mutter war 24 Jahre jünger als ihr Mann, eine Professorentochter, von der Leibniz später recht wenig gesprochen hat. Aus der ersten Ehe seines Vaters hatte er einen Halbbruder, Johann Friedrich, aus der zweiten eine jüngere Schwester, Anna Catharina.

Schon auf der Schule fiel seine Begabung auf, so konnte er etwa in wenigen Stunden ein lateinisches Gedicht von dreihundert Hexametern verfassen und verblüffte seine Lehrer auch, als er scheinbar mühelos die gängigen Lehrsätze der Logik erweiterte. Recht früh, schon mit 14 Jahren, besuchte er die Universität in Leipzig und wählte Jura; das Studium begann damals jedoch immer mit geisteswissenschaftlichen Fächern. Am ehesten verbunden fühlte er sich dem Nachfolger seines Vaters, dem Moralphilosophen Jacob Thomasius, dessen Sohn Christian später berühmt werden sollte als ein anderer grosser Erneuerer in Deutschland neben Leibniz. Nur ein Semester hat er woanders studiert, in Jena, wo er bei dem eigenwilligen Denker Erhard Weigel in die Mathematik und die neue Philosophie eingeführt wurde. Als er seinen Doktor an der Nürnberger Universität Altdorf machte, war er gerade noch zwanzig Jahre alt und damit auffallend jung.

Über seine Jugend- und Studienzeit weiss man allzu wenig, es ist, als hätte er über sie geschwiegen und sie vergessen machen wollen. Unter seinen Gleichaltrigen hatte er keine Freunde oder jedenfalls keine, die ihm geblieben wären, und seine Heimatstadt bedeutete ihm später ebenso wenig wie seine Verwandtschaft. Man weiss aber auch deshalb nur so schlecht über seine frühen Jahre Bescheid, weil kaum Briefe und Aufzeichnungen aus dieser Zeit erhalten geblieben sind. Mit dem Beginn der Berufsjahre aber hat er sich allmählich angewöhnt, Abschriften seiner Briefe ebenso aufzubewahren wie alle seine Notizzettel – und nur dieser Nachlass ist es, der uns heute sein Leben anschaulich macht. Aus diesen Dokumenten entsteht er vor uns als ein schon Fertiger, der aus eigenem Geist lebt, als habe er sich selbst geschaffen.

Gern erzählte er, wie er sich mit sieben Jahren Latein beigebracht habe, indem er in Büchern las, die sein Vater ihm hinterlassen hatte. Schon mit fünfzehn Jahren wollte er sich klar werden, welche Richtung in der Philosophie er einleuchtender fände, wobei die Scholastik zur Wahl stand und das neue Denken von René Descartes. Er erinnerte sich, die Entscheidung habe er ganz allein getroffen auf einem Spazier-

gang im Rosental, einem Wäldchen bei Leipzig. Dabei wählte er die moderne Richtung, doch später lag ihm alles daran, das Alte und das Neue zusammenzuführen. Es wurde für ihn zur Lebensaufgabe.

Die Arbeit, mit der er seine philosophischen Studien abgeschlossen hat, behandelte die Kombinatorik, eine alte Lehre über die Möglichkeiten, Zahlen und andere Grössen zu kombinieren. Diese Kunst wurde von ihm erweitert und veranschaulicht am Orgelregister, an Farbkombinationen und anderen Beispielen. Er glaubte, dass er damit die Mathematik kenne, aber man war in Deutschland nur noch nicht auf dem Stand anderer Länder. Diese Schrift ist gleich gedruckt worden, erregte Aufsehen und konnte nach Jahren, wenn auch nicht wegen ihrer Mathematik, selbst vor den Augen des alten Leibniz bestehen. Auch seine juristische Doktorarbeit über fast unlösbare Rechtsfälle wurde bestaunt und ist noch nach Jahrzehnten neu gedruckt worden.

Als junger Doktor der Rechte wusste er zwar, dass er als Berater von Fürsten in den Staatsdienst wollte, hat aber in Nürnberg noch ein halbes Jahr einer Alchemistischen Gesellschaft als Sekretär gedient. Die Alchemie war halb eine Wissenschaft, und damit eine Vorläuferin der Chemie, halb eine Geheimwissenschaft, die den «Stein der Weisen» suchte oder ein Rezept, Gold zu machen. Später schrieb er über seinen kurzen Versuch, zu den Eingeweihten zu gehören: «Es reut mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mich als Mann vorsichtig werden liess. Denn später bin ich oft zu derartigen Studien gedrängt worden. Ich habe gesehen, wie andere Leute Schiffbruch erlitten, während sie mit dem günstigen Winde ihrer Alchemistenträume zu segeln glaubten.» Doch hat ihn die Idee vom Goldmachen immer mächtig gereizt, und auf dem Totenbett noch wird er davon in einem Tagtraum erzählen.

Dann geriet er, und das ist schon erzählt worden, auf irgendwelchen Wegen vertraulich an den Freiherrn von Boineburg, dessen Anleitung ihn wiederum an den Mainzer Hof und zum Titel eines Rats führte. Jetzt ist er, nach weiteren vier Jahren, wirklich ein Mann der Politik geworden, wie er es wollte, sogar betraut mit einer geheimen Mission.

Kein leichter Anfang Ende März 1672 trifft er in Paris ein. Doch um den Aussenminister aufzusuchen – oder auch nur einen Beamten –, dazu fehlt ihm zunächst der Mut. Lieber will er erst einmal unter die Leute, um die Landessprache besser zu lernen und die eigene Unsicherheit zu